

## **Radikale Demokratie und streitbarer Pazifismus – untrennbare Voraussetzungen für das Erreichen eines „reiferen zivilisatorischen Modells“**

### **I.**

Gelegentlich kommt man auf Umwegen auf alte Themen zurück, und noch seltener, aber bisweilen eben doch, kann es passieren, dass man dabei auch auf sich selbst zurückkommt. Bei diesem Essay ist das der Fall. Ausgehend von Analysen zu den Ursachen und Lösungsansätzen zur Überwindung der ökologischen Krisenentwicklungen, denen wir uns heute unter anderem gegenübersehen, haben Ernst Ulrich von Weizsäcker u. a. davon gesprochen, dass die Erreichung eines solchen Zieles mit der Durchsetzung eines „reifen zivilisatorischen Modells“ zusammenfalle. Was sich für sie mit diesem Begriff verbindet, haben sie dann allerdings nicht näher dargelegt, auch nicht in groben Umrissen skizziert. Mich hat ihre Formulierung, verknüpft mit einer Analyse der ökologischen Krisenentwicklungen, seinerzeit dazu veranlasst, angesichts tatsächlich ja multipler Krisenentwicklungen, die sich zunehmend bedrohlich aufschaukeln, über die Möglichkeiten politischer Subjektivierungsprozesse im Hinblick auf die Erreichung eines solchen reifen zivilisatorischen Modells weiter nachzudenken und mir dazu auch über ihre Zielvorstellung klarere Vorstellungen zu verschaffen. Ich war damals, zunächst noch in der Hoffnung, mich zusammen mit Anderen produktiv an Zuarbeiten auf den geplanten „Kurswechselkongress“ der IG Metall beteiligen zu können.<sup>1</sup> damit beschäftigt, mir selbst über die mit dieser Herausforderung verknüpften Fragen größere Klarheit zu verschaffen.

Danach habe ich mich - nun eher in Einzelarbeit, aber doch verknüpft mit einigen Feedbacks zu meinen KollegInnen im Forum Neue Politik der Arbeit - zum einen neben den ökologischen auch den ökonomischen und politischen Krisenentwicklungen zugewandt, denen wir uns heute gegenübersehen. Zum anderen habe ich mich mit verschiedenen Klugen Köpfen aus Soziologie, Philosophie, Politikwissenschaften, aber auch Literatur auseinandergesetzt, von deren Arbeiten ich mir mehr begriffliche Klarheit über die Vorstellung von einer reifen Zivilisation erhofft habe.<sup>2</sup> Dass andere Analysen der ökologischen

---

<sup>1</sup> Und dies war keineswegs völlig fiktiv: Wir, die Mitglieder des Steuerungskreises des Forums Neue Politik der Arbeit, haben im Januar 2011, also knapp ein Jahr vor dem geplanten Kongress, gemeinsam mit einem Kollegen aus der Grundsatzabteilung der IG Metall einen Workshop organisiert und durchgeführt, der aus beider Sicht exakt diesem Ziel dienen und dem zwei, drei weitere Workshops folgen sollte(n). Die Grundsatzabteilung der IGM entschied sich dann aber, von weiterer Zusammenarbeit abzusehen.

<sup>2</sup> Meine stark durch marxistische Denktraditionen geprägte Sichtweise im Hinterkopf lief diese Anstrengung darauf hinaus, neben einigen Reflexionen zu Ernst Bloch und Joachim Schumacher oder auch zu Christa Wolff insbesondere Helmuth Plessner, Norbert Elias Hannah Arendt, Michel Foucault und Jacques Rancière zusammen und weiterzudenken

Krisenentwicklungen hinsichtlich der Möglichkeiten politisch wirksamer Eingriffe in die aus ihrer Sicht weiter fortschreitenden „losgelassenen Verzehrungsprozesse“ (Arendt) ausgesprochen skeptisch beurteilten (Randers 2012), bestärkte mich in der Auffassung, dass es insbesondere darauf ankommen musste, der Krise demokratischer Politik – inzwischen als „Postdemokratie“ von Colin Crouch über den wissen schaftlichen Diskurs hinaus zum Thema gemacht – besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.<sup>3</sup>

Ich war mir bereits bei der Arbeit an meinem Buch in den Jahren 2012 und 2013 des Umstandes bewusst, dass ich eine vierte Dimension gegenwärtiger Krisenentwicklungen vernachlässigt habe; sah aber keine Möglichkeit, auch zu diesem, meiner langjährigen wissenschaftlichen Arbeit eher fernen Themenstrang, in angemessener Zeit eine fundierte Sekundäranalyse bewerkstelligen zu können. Doch ganz unübersehbar haben wir es neben den multiplen Krisenprozessen, auf die ich mich konzentriert habe, seit etlichen Jahren auch mit einer Zunahme kriegerischer Konflikte - und in der Folge einem massiven Anwachsen weltweiter Flüchtlingsströme zu tun (Bischoff/Müller 2015). Sie können in manchen ökonomisch wenig entwickelten Regionen dieser Welt als Folge eines Zusammenbruchs staatlicher Ordnungen (failing states) begriffen werden. Sie müssen jedoch vor allem als eine Folge des Umstands verstanden werden, dass die Großmächte auf diesem Planeten in der Phase des schleichenden Niedergangs der hegemonialen Stellung der USA ihre geopolitischen Interessen mit großer Konsequenz und einiger Konflikt- und Risikobereitschaft verfolgen. Die vereinten Nationen werden in diesem Prozess eher geschwächt, und die internationale Staatengemeinschaft hat so nur ausgesprochen begrenzte Fähigkeiten, Konflikte zu vermeiden, wirkungsvoll einzudämmen oder gar zu lösen. Sie sind, vor allem in Afrika und in Asien, zahlreich und nehmen an Schärfe zu – nicht nur an den Rändern Europas (Syrien, Irak, Libyen) sondern auch auf dem europäischen Kontinent selbst (nach den Kriegen infolge des Zerfalls Jugoslawiens nunmehr in der Ukraine) – und ihre Folgen werden nun in Kerneuropa in Gestalt wachsender Flüchtlingsströme unmittelbar spürbar. Im „Zeitalter der Massenvertreibungen“ gerät die EU auch in eine Flüchtlingskrise.<sup>4</sup>

---

(Martens 2014a). Eine systematische Auseinandersetzung mit marxistisch geprägten Denktraditionen – sowie den Debatten um die Krise des Marxismus in den 1960er und 1970er Jahren, und im Zusammenhang damit auch mit einigen Schriften von Karl Marx selbst - erfolgte danach im Rahmen eines längeren Aufsatzes, den ich 2014 auf meine Homepage eingestellt habe (Martens 2014b).

<sup>3</sup> Die wissenschaftliche Debatte zur Krise der Politik, auch unter Verwendung dieses Begriffs (z. B. bei Rancière 2002), ist älter (Überblick bei Martens 2014a, 74-889), aber erst durch das Buch von Crouch wird der Begriff für die Debatte prägend. Im Anschluss daran habe ich sie in verschiedenen Zusammenhängen weiter zum Gegenstand meiner Arbeiten gemacht: eher grundlagentheoretisch mit der Frage nach dem Spannungsverhältnis von Elitenherrschaft und radikaler Demokratie (Martens 2015a), stärker praktisch auf die Europakrise bezogen (Martens 2014c und 2015b).

<sup>4</sup> Wie die bewältigt werden kann, ist im Sommer/Herbst 2015 völlig offen. Die Analyse von Joachim Bischoff und Bernhard Müller (2015) dazu einen ersten orientierenden Überblick.

Angesichts dieses Umstandes erleben wir im Ausgang des Sommers 2015 erstaunliche Wendungen der Politik. Die gleiche Bundeskanzlerin, die auf dem Feld der Ökonomie konsequent und unbeirrt der Maxime folgt, dass Fortschritt nur durch Kampf und Konkurrenz erfolgen kann – in diesem Fall die Konkurrenz der Mitgliedsstaaten innerhalb der EU, die sie alle, so die Davoser Rede von 2013, im globalen Wettbewerb weit nach vorne bringen soll -, ringt sich angesichts der in Ungarn drohenden Flüchtlingskatastrophe zu einer Entscheidung zur Aufnahme der zu zehntausenden in Ungarn strandenden Flüchtlinge durch. Damit löst sie in der Bevölkerung einerseits eine ungeahnte Welle von Empathie und Mitgefühl mit den, überwiegend, aus der sehr fremden syrischen Kultur kommenden Kriegsflüchtlingen aus, andererseits aber auch neue Ängste. Wie allerdings aus dieser bemerkenswerten und solidarischen Hilfsbereitschaft vieler, der „Willkommenskultur“, in Deutschland und in der EU ein tragfähiger politischer Prozess in Richtung auf die Stärkung einer allgemeinen „Hospitalität“ (Kant) werden kann – und wie der andere Felder und Entscheidungen im politischen Prozess beeinflussen müsste, ist zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Essays ein ganz und gar offener Prozess. Und dass der herrschende Politikbetrieb ihn erfolgreich gestalten könnte, erscheint eher zweifelhaft. Immerhin: dass das lähmende „Weiter-so“ der herrschenden TINA-Politik unhaltbar ist, wird durch ein vielleicht historisches Ereignis erschüttert. Es gibt neue Eingriffsmöglichkeiten.

Aber wie soll eine Politik, die in Europa, national wie international, gesellschaftliche Spaltungsprozesse in den letzten Jahrzehnten bedenkenlos forciert hat dabei, wie Jürgen Habermas kritisiert, unter anderem die mögliche „weltpolitische Rolle Europas“ verfehlt und im Übrigen unser Land als einen der größten Waffenlieferanten dieser Erde dauerhaft an deren Kriegen verdienen lässt, nun - plötzlich allem Anschein nach geleitet von durch und durch moralischen Prinzipien – den bislang hingenommenen Folgen ihrer Politik wirksam entgegenzutreten? Das Erfordernis, in den durch Krieg verwüsteten Ländern, von denen die Flüchtlingsströme ausgehen, zu anderen Lösungen zu kommen, müsste dann doch ebenso zum Thema werden wie die Widersprüche zu den die herrschende Politik bislang leitenden ökonomischen Maximen. Bei der Suche nach Antworten wird also über höchst unterschiedliche Konzepte gestritten werden müssen. Dies liegt jedoch kaum im Kalkül des herrschenden Politikbetriebs; und so überrascht es nicht, wenn dessen scheinbare Kehre sogleich von Debatten um ein neues Asylrecht und Einschnitten in die bisherige Asylpraxis begleitet wird. Nachdem die Medien die Entscheidung der Kanzlerin zunächst bemerkenswert einhellig unterstützt, ja geradezu gefeiert und von einer „historischen Entscheidung“ gesprochen haben, kehrt angesichts der inzwischen geforderten Änderungen des Asylrechts – und jedenfalls der Änderungen seiner Handhabung - Ernüchterung ein. Heribert Prantl sieht in den umgehend von der CSU propagierten Vorschlägen einen krassen Widerspruch zu den ersten Erklärungen der Kanzlerin, und er hat von „Orbanismus“ und „der Verletzung der Fundamentalregeln des Anstands“ gesprochen. Die Forderungen der CSU wurden dann nicht so umgesetzt aber bestimmend bleibt eine pragmatische Lösungssuche. Die Frage nach den Krisenursachen und auch der Trolle deutscher und europäischer

Politik in diesem Zusammenhang wird kaum vertiefend diskutiert. Von Kants Hospitalität scheinen wir in einem Land, in dem neben der „Willkommenskultur“ eben auch die Demonstration von Fremdenfeindlichkeit, begleitet von einer großen Zahl von Straftaten, zunehmen offenbar doch sehr weit entfernt. Anlass also grundsätzlicher nachzudenken. Meine nachfolgenden Überlegungen laufen dazu analytisch auf die These hinaus, dass wir auf der Suche nach Antworten „zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie“ bemerken werden, dass ein widerständiger Pazifismus, den wir für wirkliche Lösungen benötigen werden, auf das engste mit radikaldemokratischen Konzepten verknüpft sein muss. Praktische Handlungsansätze, die uns vielleicht in kleinen Schritten hilfreichen Veränderungen näher bringen könnten, erscheinen damit aber nur umso schwieriger zu realisieren.

## II.

Es sind immer wieder auch zufällige Ereignisse, die den einen oder anderen Impuls für vertiefende Reflexionen zu gesellschaftlichen oder politischen Problemen geben, Ereignisse, die aktuell gerade besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und auf die ich meine Aufmerksamkeit zugleich, selbstverständlich, entlang der einen oder anderen Arbeitsstränge richte, an denen ich mich stetig abarbeite. Es gibt also so etwas wie „rote Fäden“, an denen ich mich entlang hängele, und es gibt überraschende Impulse, für die es gilt, die notwendige Sensibilität zu wahren. Der Zufall kommt so immer wieder ins Spiel. Dieses Mal war es der Umstand, dass mir gute Freunde ein von Margot Käßmann und Konstantin Wecker herausgegebenes Buch geschenkt hatten, das erklärt, „warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt“ – und zwar ein widerständiger und streitbarer Pazifismus. Führt man sich die Friedensbewegung zu Zeiten der Nachrüstung oder des ersten Golfkrieges einerseits und ihren Zustand heute, z. B. gemessen an den Teilnehmerzahlen an den Ostermärschen, vor Augen, ist man zunächst überrascht. Doch das Buch bietet, nach einem langen einführenden Gespräch mit beiden Herausgebern – also dem „hartgesottenen linken Anarchisten“ und der Theologin, „Ex-Bischöfin, EKD-Ratsvorsitzenden und Luther-Botschafterin“, so die Charakterisierung durch Thomas Morgenroth als Moderator des Eingangsgesprächs zu dem erwähnten Band – eine Reihe klassischer und danach neuer Texte zum Frieden, die nachdenklich machen. Nicht nur Bertha von Suttner oder Else Lasker-Schüler, sondern auch Martin Luther King, und über seinen Text dann auch Mahatma Gandhi, werden einem bei der Lektüre der klassischen Texte wieder in Erinnerung gerufen; und weiter mag man dann auch über Nelson Mandela als einen in dieser Traditionslinie stehenden Repräsentanten gewaltlosen Widerstands nachdenken. Liest man die neuen Texte, deren Reihe Margot Käßmann und Konstantin Wecker mit zwei eigenen Beiträgen einleiten und abschließen, mag man bei einigen, u.a. denen von Antje Vollmer, Arno Gruen, Friedrich Schorlemmer oder Eugen Drewermann, etwas länger verweilen. Mir ist es so vor allem mit dem Aufsatz des Psychologen Arno Gruen gegangen, in dem er unter der Frage „Wie Frieden?“ eine durchaus bemerkenswerte Argumentation entwickelt. Sie hat mich geradezu elektrisiert. Wohl auch, weil sie mich an meine

jüngere Beschäftigung mit anthropologischen Fragen erinnert, vor allem aber, weil mir nach der Lektüre dieses Textes plötzlich eigene biographische Erfahrungen wieder sehr lebendig vor Augen standen. Aber ich will mit dem ersten, eher wissenschaftlich-fachlichen Berührungspunkt zu dem Text beginnen:

Arno Gruens Text erinnert an die jüngere Diskussion der Befunde des Verhaltensforschers und Hegelpreisträgers Michael Tomasello, der über seine Untersuchungen zu den Ursprüngen menschlichen Spracherwerbs unseren Blick auf den entscheidenden sozialkognitiven Schub im Prozess der Menschwerdung schärft und den gemeinsamen Aufbau von Wissen und die kooperative Verfolgung von Zielen im Kontext einer „geteilten Intentionalität“ kenntlich macht.

„Hegelisch gesprochen“, so Jürgen Habermas in der Laudatio anlässlich der Verleihung des Hegelpreises an Michael Tomasello, bohrt der „mit seinen geistreich variierten Versuchsanordnungen an der Quelle des objektiven Geistes. Der systematische Vergleich von Kindern und Schimpansen wirft jedenfalls Licht auf jenen Abschnitt der Evolution, während dessen sich das subjektiv befangene Bewusstsein der Hominiden aus der Vereinzelung gelöst und in der kooperativen Bewältigung einer überraschenden Umwelt auf gemeinsame Intentionen umgestellt hat.“<sup>5</sup>

Denn wie Tomasello richtet Gruen den Fokus seiner Überlegungen auf die Interaktion zwischen Mutter und Kind „als den entscheidenden Faktor der Evolution“. Als Psychologe legt er sein Hauptaugenmerk dabei auf die Gefühle und Leidenschaften, oder in den Worten des großen Aufklärers Denis Diderot darauf, dass die Passion immer der Vernunft vorausgeht: So beginnt die von Gruen entfaltete Argumentation mit folgenden Sätzen:

„Wir glauben an unsere rationale Sichtweise, weil wir unsere Gefühle, die wir ja als irrational einstufen, beiseite schieben können. Gefühle sind uns zur Gefahr geworden und müssen ausgeschaltet werden.“ Aber: „Vor und unmittelbar nach unserer Geburt sind unsere Wahrnehmungen durch emphatisches Erleben bestimmt und nicht durch kognitive Aufnahme geprägt“.

Und sie endet mit der Feststellung:

„Wir müssen (...) die lebendige Interaktion zwischen Mutter und Kind als entscheidenden Faktor in der Evolution des Menschen einbeziehen und alles tun, um das Bindungsverhalten in seiner grundlegenden Rolle in der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins zu unterstützen.“ Und – mit

---

<sup>5</sup> Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela kommen schon 1984 in ihrer Analyse der „biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens“ zu ganz ähnlichen Einschätzungen, wenn sie schreiben, dass für menschliche „Lebensweisen, in denen die sprachliche Interaktion eine Schlüsselrolle bei der rekursiven Koordination sozialer Handlungen spielt, die Sprache als Resultat liebevoller Kooperation entstand“ (Maturana/Varela 1984,237) und dass diese Koordination von Handlungen in einer Welt stattfindet, „die wir miteinander teilen, da wir sie gemeinsam durch unsere Handlungen spezifiziert haben. Dies ist so offensichtlich, dass wir buchstäblich blind für diese Tatsache sind“ (a. a. O. 252).

dem Anthropologen Ashley Montagu: „Wenn wir Liebe als Fürsorgeverhalten mit Überlebensvorteil definieren, dann ist Liebe ein entscheidendes Merkmal unserer Evolution“. Es ist unsere Aufgabe, diese Interaktion zu unterstützen. Nicht Profit, Eigenvorteil und Größe, sondern Empathie und Kooperation führen uns in eine Zivilisation, die menschlicher ist als die gegenwärtige“.

Zwischen diesen beiden Aussagenkomplexen entfaltet er die folgende Argumentation:

(1) Wir leben in Wettbewerbskulturen, in denen die Pose elterlicher Autorität als Heilmittel gegen unsere Ängste gilt. In solchen von Wettbewerb und Unsicherheiten geprägten Kulturen aber werde es Menschen schwer gemacht, einen Selbstwert zu entwickeln, der auf ein inneres Gefühl der Substanz baue. Denn dies sei nur möglich, „wenn Menschen Leid, Schmerz und Not akzeptieren und teilen können“.

(2) In Kulturen aber, die Stärke mit Unverletzlichkeit verwechselten, sei eine solche Entwicklung kaum möglich, da Leid, Schmerz und Hilflosigkeit als Schwäche gebrandmarkt werden. Gefühle erwachsen nun nicht mehr aus unseren eigenen emphatisch gesteuerten Wahrnehmungen, sondern würden jetzt von dem Bedürfnis nach Unverletzlichkeit bestimmt. Es gelte also, Verletzlichkeit als den eigenen Selbstwert herabsetzende Bedrohung zu umgehen, denn diese vermeintliche Bedrohung beruhe auf einem „inneren Terror“. Der entstehe, „wenn ein Kind keine Anerkennung für sein eigenes Selbst“ erhalte. Man lerne so, „seine Gefühle um den Aufbau von Macht herum zu organisieren oder sich mit jenen, die Macht haben, zu identifizieren“. Das bedeute aber, dass Gefühle nicht mehr von emphatischen Wahrnehmungen gesteuert würden sondern von der Unterwerfung unter Konzepte der Macht.

(3) Das Selbst, das sich unter diesen Umständen entwickle, kreise nicht um die Frage, „WER man ist, sondern WAS man ist.“ Es gehe nicht mehr um eine ständige Konfrontation mit sich selbst und die Verantwortung um das eigene Tun, „das authentische Sein“, sondern darum, „wie man glaubt ERSCHEINEN zu müssen, um Status und Macht gegenüber anderen zu behaupten“.

(4) In diesem Prozess begännen Menschen, „ihr eigenes Leben zu fälschen“, indem sie Zuflucht in abstrakten Ideen suchten. Und hier lägen die „Quellen der Mythen und der Symbole, die uns vor Unsicherheit und Verletzlichkeit bewahren sollen“. So seien „über die Jahrtausende Kampf, Krieg, Wettbewerb und das Anhäufen von Besitz und Reichtum zu den maßgeblichen ‚Realitäten‘ unserer Welt.“ Geworden.

(4) Dagegen wird dann die Liebe als das „vom biologischen Standpunkt aus betrachtet (...) entscheidende Merkmal unserer Evolution“ ins Feld geführt. Anthropologen, beginnend mit Kropotkin hatten gezeigt, „dass keine der frühen

menschlichen Populationen überlebt hätte, wenn nicht Liebe und Kooperation eine entscheidende Rolle in ihrem Zusammenhalt gespielt hätte“..<sup>6</sup>

(5) Mit dem Aufkommen der „sogenannten großen Zivilisationen“ hätten sich so „Strukturen der Eroberung und Unterwerfung“ entwickelt. Gruen sieht hier „eine Trennung der werdenden Menschen von ihren emphatischen Fähigkeiten“ und damit eine Entwicklung, „die den Gehorsam förderte“, und er spricht von einem „Teufelskreis unserer Entwicklung, die geprägt ist durch eine Kultur, die Eltern dazu bringt, die Lebendigkeit und Lebenslust ihrer Säuglinge als störend oder gar bedrohlich zu erfahren“.

(6) Die mit dieser Entwicklung bei den einzelnen Vielen verbundenen Ängste verstärken sich in Momenten existenzieller Not - bei Arbeitslosigkeit, bei dem Verlust von Status und persönlicher Bedeutung, bei den Unsicherheiten einer auf Wettbewerb basierenden Gesellschaft, die Menschen demütigt und ausgrenzt.“ Was bleibe sei „Hass und die Notwendigkeit, Feindbilder zu finden“, und mit dem Sieg des Kapitalismus seien so die Zerstörung der Ideen von Gleichheit und Fairness als politischer Möglichkeit verknüpft.<sup>7</sup> „Und so treibt uns eine finanzielle Elite, die von sich selbst besessen ist, in einen weltweiten Zustand, in dem die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird“.

(7) Letztlich fänden wir so, indem „Herrschaftsstrukturen und soziale Normen von Eltern, Schule und Gesellschaft (...) in die Psyche der heranwachsenden Menschen ein(drängen)“, den Feind im fremden Anderen und zugleich idealisierten wir unsere Peiniger.

---

<sup>6</sup> Vgl. auch hierzu Maturana/Varela (1984, 266). Sie verstehen die biologische Evolution - wie auch sozialer Evolution, die von der biologischen erzeugt wird - als ontogenetische Strukturveränderungen von Lebewesen in ihrem Milieu in Sinne eines strukturellen Driftens, „das mit dem Driften des Milieus in Übereinstimmung ist“. Niklas Luhman (1984) hat hieran anschließend dann auch die soziale Evolution als einen strukturellen Eigenlogiken folgenden „Autopoietischen“ Prozess konzipiert, in dem es in letzter Konsequenz dann auch nicht mehr auf das individuelle und kollektive Handeln der gesellschaftlichen Individuen ankommt. Maturana/Varela akzentuieren demgegenüber ganz anders, wenn sie schreiben: „Ohne Liebe, ohne dass wir andere annehmen und neben uns leben lassen, gibt es keinen sozialen Prozess, keine Sozialisation und damit keine Menschlichkeit. Alles, was die Annahme Anderer untergräbt – vom Konkurrenzdenken über den Besitz der Wahrheit bis hin zur ideologischen Gewissheit – unterminiert den sozialen Prozess, weil es den biologischen Prozess unterminiert, der diesen erzeugt. Machen wir uns hier nichts vor: Wir halten keine Moralpredigt, wir predigen nicht die Liebe. Wir machen einzig und allein die Tatsache offenkundig, dass es, *biologisch gesehen, ohne Liebe, ohne Annahme Anderer, keinen sozialen Prozess gibt*. Lebt man ohne Liebe zusammen, so lebt man heuchlerische Indifferenz oder gar aktive Negation des Anderen“ (a. a. O. 266, Hervorhebung im Original).

<sup>7</sup> Gruen zitiert an dieser Stelle den Dramatiker Eugene O’Neill, der in Bezug auf das Verhältnis der USA zu den von ihnen abhängigen Staaten gesagt habe: „Die Hauptidee ist das angehende Spiel, in dem man versucht, die eigene Seele zu besitzen, indem man etwas außerhalb der eigenen in Besitz nimmt, dadurch aber das eigene wie auch das eroberte verliert“ (a. a. O. 122).

(8) So folge letztlich aus der frühen Prägung auf die falsche Pose der Autorität der Eltern, dass die „Identifikation mit (deren Selbstbild) (...) zur einzigen Wirklichkeit“ werde. Aber das geheime Wissen um die Wahrheit der Fragwürdigkeit dieser Pose werde „zum Kern einer ständigen Angst, die nicht ausgedrückt werden kann.“ Gegen diese Angst wiederum müsse sich das Kind schützen, indem es auf der elterlichen Pose als einziger Realität beharre. „In diesem Vorgang“ aber, so Gruen weiter, liege „eine Bedrohung für eine demokratische Gesellschaft“: Denn nun werde auch im Erwachsenenalter die „Pose der Autorität als die einzige gültige Realität“ angesehen. „Eine Erlösung von ihren „tief verborgenen Ängsten“ würden die Menschen „von Führungspersonen erwarten, die besonders überzeugend die Pose der Kraft, Entschiedenheit, Selbstgewissheit und Sicherheit“ darstellten.

### III.

Gruens Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage „Wie Frieden?“ ist zunächst einmal überzeugend. Ich denke aber, dass man stärker auf die Innerliche Widersprüchlichkeit der beschriebenen/analysierten Mechanismen abheben muss, die die Entwicklung unserer gesamten partriarchal und herrschaftlich geprägten Kultur bestimmt haben:

Empathie und Kooperationsfähigkeit, und ebenso auch das Bedürfnis danach, die uns von allen anderen Lebewesen abheben - bei den Primaten und einigen wenigen anderen Tieren aber schon „vorlaufend“ und in unterschiedlicher Weise, z. T. recht deutlich ausgeprägt zu beobachten sind<sup>8</sup> -, sind uns gattungsgeschichtlich, wesensmäßig eigen. Michael Tomasello spricht hier, gestützt auf seine empirischen Untersuchungen zum menschlichen Spracherwerb, voneiner nur uns eigenen geteilten oder Wir-Intentionalität. Ebenso ist uns aber auch eigen, dass wir diese Bedingungen unseres evolutionären Überlebens immer nur in Gruppen entwickeln konnten, die sich konkurrierend und tendenziell verfeindend neben anderen behaupten mussten und dazu zugleich der besonderen Fähigkeiten von Alpha-Männchen und –Weibchen bedürftig waren. Insbesondere Peter Kappelhoff hat diesen Aspekt der „Gruppenanpassung“ aus einer soziologischen Perspektive heraus in der Debatte um die Befunde Tomasellos hervorgehoben.<sup>9</sup> Von daher

---

<sup>8</sup> In der Debatte der Arbeiten von Tomasello (siehe Martens 2014b) hat Ingo Schulz-Schäffer (2013, 370) darauf hingewiesen, dass es in der Primatenforschung durchaus umstritten sei, dass Gemeinschaftsaktivitäten von Menschenaffen, wie Tomasello meine, keine kooperativen Tätigkeiten seien (a. a. O.370) Tomasello hingegen sieht durch seine empirische Forschungen zum Kooperationsverhalten von Primaten bestätigt, dass Gruppenjagd von Schimpansen ein Aggregat individueller Handlungen zum je individuellen Nutzen ist. Man wird sie aber sicherlich, wie bei anderen hoch entwickelten Tieren, z. B. Wölfen auch, als Vorstufe einer erst in der Menschwerdung voll entwickelten Fähigkeit zu Kooperation auf Basis geteilter Individualitäten ansehen müssen.

<sup>9</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Ergebnisse jüngster Forschungen zum Sozialverhalten von Wölfen, von denen die Forscher meinen, dass sie uns Menschen in ihren zentralen sozialen Eigenschaften unglaublich ähnlich“ seien, „in bestimmten



konnte und musste immer auch eine Infragestellung von Empathie und Kooperation erfolgen, und von daher wurde auch die Grundlage für eine „verkehrende“ Herausbildung von Herrschaftsverhältnissen, Autoritätsgläubigkeit usw. gelegt.

Die Herausbildung und der Erfolg jeglicher so herrschaftlich geprägter, auf die Unterwerfung von Mensch und Natur gerichteter Gruppen und schließlich von Hochkulturen bis hin zu den modernen Gesellschaften. ist aber immer auch daran gebunden geblieben, dass es ein Mindestmaß an bewahrter/entfalteter Empathiefähigkeit, Kooperationsfähigkeit und –Bereitschaft in diesen Gesellschaften gegeben hat. Die Herausforderung ist also, diese Widersprüchlichkeit anzuerkennen und danach die Frage aufzuwerfen, wie man mit der Einsicht in diese Widersprüchlichkeiten heute politisch umgehen kann. Was bedeuten sie dafür, wie Prozesse der Befreiung – von Schranken bisheriger evolutionärer kultureller Entwicklung – angesichts einer immens gesteigerten Entfaltung menschlicher Produktivkraft im Zuge der Entwicklung von Moderne und Neuzeit mittlerweile gedacht werden können? Und was bedeuten sie in einer Zeit, in der nach mehr als dreitausend Jahren patriarchal geprägter Herrschaftsverhältnisse unser Zivilisationsmodell in vielfältiger Weise an Grenzen des sie prägenden Weltverhältnisses der Menschen stößt?

Es stellt sich also die Frage, ob wir mittlerweile im Ergebnis unserer sozialen Evolution einen Punkt erreicht haben, an dem nicht mehr gilt, was wie Hannah Arendt gezeigt hat, zu Zeiten der griechischen Polis noch selbstverständlich war, nämlich dass sich nach innen ein Raum ergab, der politisch zu gestalten war und für den die Griechen als erste die Demokratie erfanden, die sich für einige Jahrzehnte durchsetzen konnte, ehe sie für lange Zeit wieder verschwand, von der aus man aber nach außen hin ohne weiteres Gewalt anwendete. Bereits bei den Römern wird dieser Raum des Politischen erweitert, wie Arendt in ihren nachgelassenen Schriften zur Politik ausführlich analysiert. Aber der „Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ (Clausewitz) blieb bis weit in die Moderne hinein selbstverständlich. Und Immanuel Kant hat bei seiner Frage nach den denkbaren Bedingungen eines „ewigen Friedens“ auf institutionelle Mechanismen gesetzt, die Staaten, die miteinander Handel treiben dazu veranlassen könnten, friedlich miteinander zu verkehren. Über den „aus krummen Holz“ gemachten Menschen hat er in diesem Zusammenhang nicht reflektiert. Hannah Arendt schließlich hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich nach den Erfahrungen des „totalen Krieges“ nun im „kalten Krieg“ zu Zeiten der Ost-West-Konfrontation das Wort von Clausewitz umgekehrt habe, „so dass Politik überhaupt zu einer Fortsetzung des Krieges wird, während der zeitweilig die Mittel der List an die Stelle der Gewaltmittel getreten sind“. Und sie fährt dann fort:

---

Eigenschaften sogar ähnlicher als Schimpansen“ (Wolf 2015,14f). ähnlich wie wir Menschen hätten Wölfe, so „zugewandt und kooperativ“ sie in ihrem Rudel seien, „recht fremdenfeindliche Gehirne“. Der Umgang mit nicht zum Rudel gehörenden Wölfen sei gnadenlos (Wolf 2015, 15f).

„Und wer könnte leugnen, dass die Bedingungen eines Rüstungswettlaufs, unter denen wir leben und leben müssen, es zum mindesten nahelegen zu meinen, auch das Kantsche Wort, dass während des Krieges nichts geschehen dürfe, einen späteren Frieden unmöglich zu machen, sich umgekehrt habe und wir in einem Frieden leben, in dem nichts ungeschehen bleiben darf, um einen Krieg immerhin noch möglich zu machen“.

Die Entwicklung ist seither weiter gegangen. Die großen, starren Blöcke sind mit der Implosion des Realsozialismus verschwunden. Innerhalb einer (neoliberal) globalisierten kapitalistischen Ökonomie, in der Konkurrenzkämpfe auf entfesselten Märkten stattfinden, verfolgen Großmächte, die sich misstrauisch beäugen und die – auch wenn sie demokratisch verfasst sind, allerdings zunehmend postdemokratische Züge aufweisen - gegeneinander geopolitische Interessen unter Inkaufnahme lokaler Kriege. Zugleich aber verändern sich in dieser neoliberal globalisierten Welt im Zeichen der Digitalisierung die Grenzen zwischen Innen und Außen. Die BürgerInnen einzelner Staaten erleben Andere nicht einfach als fremd. Nicht nur von Angehörigen kleiner Eliten werden fremde Länder bereist. Es gibt Aufmerksamkeiten für und Informationen über fremde Kulturen und nahezu Jedermann/frau erfährt heute in Jetztzeit, was sich an anderen Stellen der Welt, an denen auch Menschen leben, ereignet.

Unser Verständnis der Durchsetzung von Herrschaftsansprüchen nach innen hat sich seit dem Beginn des demokratischen Projekts der Moderne verändert. Wir befinden uns über das „Jahrhundert der Revolutionen“ hinweg, das Hannah Arendt in demokratiethoretischer Perspektive analysiert hat, auf einem Weg, auf dem wir die Demokratie mittlerweile nicht länger nur als relativ bessere Herrschaftsform begreifen dürfen, innerhalb derer am Ende immer nur Eliten entscheiden – und die, wie Soziologen wie Sigfried Neckel gegenwärtig beobachten, zu Prozessen der „Refeudalisierung“ tendieren. Im Spannungsverhältnis „zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie“ geht es inzwischen vielmehr um den Vollzug eines weiteren Schrittes der Radikalisierung des demokratischen Projekts der Moderne, der von ihrem Beginn an immer mitgedacht wurde: Es geht um Demokratie als Lebensweise mit Konsequenzen für alle Mitglieder einer Gesellschaft. Das „mehr Demokratie wagen“ in den Aufbruchsjahren nach 1968 wies in diese Richtung. Das neoliberale Rollback hingegen, das spätestens im Ausgang der 1970er Jahre Fahrt aufnahm, zielt nach seiner innersten Logik auf jene Refeudalisierungsprozesse, die wir heute beobachten können.

Zugleich sind jenseits von Klassenfragen, die das Denken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beschäftigt haben, andere Herrschaftsverhältnisse zunehmend kritisch infrage gestellt worden. Das betrifft die Geschlechterverhältnisse<sup>10</sup> ebenso wie die familiären Herrschaftsverhältnisse, denen z.B. Kinder ausgesetzt sind. Wir erleben

---

<sup>10</sup> Vgl. In diesem Zusammenhang die Cassandra-Erzählung von Christa Wolf zusammen mit ihren dazu seinerzeit an der Goethe-Universität Frankfurt gehaltenen Vorlesungen sowie dazu auch meinen Essay in diesem Band.

hier derzeit freilich auch, dass relative Fortschritte in Gestalt der Durchsetzung von Mindestbedingungen einer sozialen Bürgerschaft aller Mitglieder einer Gesellschaft wieder infrage gestellt werden. Und wir erleben zugleich, dass unsere sogenannten „fortgeschrittenen“ Gesellschaften tatenlos oder sogar bereitwillig um sich herum Rückfälle in schlimme oder schlimmste vordemokratische Verhältnisse hinnehmen, solange sie den ökonomischen Interessen der herrschenden Eliten zu entsprechen scheinen.

Schließlich hat uns das über die Jahrtausende der Entwicklung partriarchal geprägter Gesellschaften ausgeprägte Verständnis der Durchsetzung und Sicherung herrschaftlicher Vormachtstellungen im Verhältnis konkurrierender Gesellschaften, Kulturen und Staaten untereinander<sup>11</sup>, nach den ungeheuer zerstörerischen Weltkriegen des 20. Jahrhunderts von neuem an Grenzen der kriegerischen Durchsetzung solcher Strategien geführt. Die Fortentwicklung einer institutionellen Ordnung, die dieser Einsicht Rechnung tragen könnte, stößt jedoch an Grenzen - nicht zuletzt angesichts der schon genannten Gründe – also der geopolitisch geleiteten Strategien der Großmächte, die sich angesichts des schleichenden Niedergangs der bisher vorherrschenden Hegemonialmacht verstärken. Die Weiterentwicklung der vereinten Nationen steht nicht nur aus, wir erleben vielmehr, wie vermeintlich schon erreichte Fortschritte immer weniger gesichert scheinen, weil die heute (noch) global hegemoniale Macht im Zweifel durchaus geneigt ist, eigene Interessen an den schwachen gemeinsamen Regeln der Völkergemeinschaft vorbei mit vermeintlich „bewährten“ alten Instrumenten und unter Nutzung neuer technischer Möglichkeiten durchzusetzen.

Und schließlich geht es hier auch um unser Verständnis der Naturbeherrschung, das seit dem Beginn der Moderne zutiefst mit den die Gesellschaft prägenden männlich-partiarchalen Herrschaftsvorstellungen verknüpft ist. Ute von Winterfeld hat das im Blick u.a. auf das Denken von Rene Descartes und Francis Bacon detailliert nachgezeichnet. Dieses Denken ist durch die unbestreitbaren seitherigen Fortschritte tatsächlicher Naturbeherrschung unzweifelhaft immer wieder bestätigt worden. Aber kritische DenkerInnen haben es zugleich immer wieder problematisiert<sup>12</sup>, und es führt uns mittlerweile unübersehbar an ökologische Grenzen.

Hier wäre also einerseits über die anthropologischen Grundlagen von Hannah Arendts „Wunder der Politik“ im Anschluss an Michael Tomasello weiter nachzudenken und andererseits darüber, wie Prozesse des „Zusammenhandelns“ – also der bewussten, auf erkannter und gelebter Empathie beruhenden, Entfaltung von Kooperation und Solidarität – weitergehend gedacht und gestaltet werden

---

<sup>11</sup> Carl Schmitt, für den solche Verfeindungen den Kern des Politischen überhaupt ausmachen, steht hierfür geradezu paradigmatisch.

<sup>12</sup> Zu verweisen wäre hier, neben Uta von Winterfeld als einer Autorin aus der jüngeren Vergangenheit auf so unterschiedliche Philosophen wie Martin Heidegger, Herbert Marcuse oder Ernst Bloch. Und zu nennen ist sicherlich auch Johann Wolfgang Goethe. Mit näheren Literaturverweisen hierzu vgl. Martens 2014a, 122ff.

können. Was folgt aus den Herausforderungen und Grenzen, denen wir uns heute gegenüber sehen, für das „demokratische Projekt der Moderne, für die weitere Bearbeitung des Spannungsverhältnisses zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie, für die Ausgestaltung der Demokratie als einer „unendlichen Aufgabe“, von der die Politikwissenschaftler Manfred Heil und Reinhard Hetzel sprechen? Wie lässt sich Leidenschaft für widerständiges Handeln entfachen, das sich gegen die die Wirklichkeit von nach wie vor bestimmenden Herrschaftsverhältnisse richtet - die sich unter den Vorzeichen einer sich derzeit stetig vertiefenden Spaltung von Arm Und Reich und einer „Refeudalisierung“ unserer demokratischen und lange Zeit selbstverständlich wohlfahrtsstaatlichen „fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften“ neu vertiefen und verhärten.

Wir können heute beobachten, wie Teile der herrschenden Eliten im Blick auf die Beherrschten deren „verkehrenden“ Selbsthass auf eigene Schwächen; Leiden(sfähigkeiten) und Schmerzen und die irrige Hoffnung auf Rettung durch Identifikation mit den Mächtigen in durchaus „altbewährter“ Weise einmal mehr zu nutzen versucht. In unseren zunehmend postdemokratischen Gesellschaften werden die Beherrschten tunlichst noch als ‚mündige BürgerInnen‘ bezeichnet, aber – wie sich im Kontext des NSA-Skandals deutlich ablesen lässt - doch eher zunehmend als Untertanen und Sicherheitsrisiken behandelt. Alle dagegen gerichteten Bestrebungen auf „Befreiung“ müssten darauf zielen, die Demokratie als „unendliche Aufgabe“ - also als stetigen Weg und nicht als mit der heutigen parlamentarischen Demokratie vermeintlich erreichtes Ziel – nach innen wie nach außen zur menschengemäßen Lebensform zu entwickeln. Dabei würde sich zeigen, dass im streitbaren Pazifismus die vielleicht radikalste Utopie im Blick auf die hinter uns liegenden drei bis viertausend Jahre zutiefst patriarchaler und immer kriegerischer Herrschaftsverhältnisse liegt, dass aber diese Utopie auf das engste mit dem Kern der Hoffnungen und Erwartungen verknüpft ist, die am Beginn des demokratischen Projekts der Moderne auf eine radikale Durchsetzung von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit gerichtet wurden. Sie haben ihren Ausgangspunkt in dem Bemühen der radikalen französischen Aufklärer darum, „ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten“ zu gewinnen“, wie Philip Blom formuliert hat. Und wir hätten in dieser Tradition des „vergessenen Erbes der Aufklärung“ wohl nur dann tragfähige Antworten zu erhoffen, wenn wir in den radikal pazifistischen Worten des Psychologen Arnold Gruen „Liebe als Fürsorgeverhalten mit Überlebensvorteil“ definieren und damit „Liebe ein entscheidendes Merkmal unserer Evolution“ begreifen. In der besten Tradition der europäischen Aufklärung müssten wir dann, wiederum mit Gruen, sagen: „Nicht Profit, Eigenvorteil und Größe, sondern Empathie und Kooperation führen uns in eine Zivilisation, die menschlicher ist als die gegenwärtige.“ Der Weg in ein „reifes zivilisatorisches Modell“ müsste also einen ökologischen wie ökonomischen Kurswechsel mit einem radikalen Pazifismus verknüpfen und könnte uns dann vielleicht zu gesellschaftlichen Verhältnissen führen, die auch unser herrschaftlich geprägtes Naturverhältnis verändern würden.

#### IV.

Soweit der analytisch vertiefende Blick. Wie oben angedeutet, gibt es aber auch einen starken persönlichen Bezug zu den Fragen, die Arno Gruen aus psychologischer Sicht ausleuchtet. Wer, wie ich nach einer Kindheitssozialisation, die in der Tat durch die von ihm skizzierten Muster in mancher Hinsicht geprägt war, die Erfahrungen der 1968er Revolution machen konnte, wird natürlich sofort an die Analysen zum autoritären Charakter erinnert, vielleicht auch an Erich Fromms Unterscheidung von Haben und Sein. Nicht viel Neues also, ist man auf den ersten Blick versucht zu sagen. Und zugleich mag man die Argumentation skeptisch beurteilen, weil sie, wenn auch schlüssig, so doch recht holzschnittartig aus einer einzeldisziplinären Perspektive daherkommt. Aber für mich war es doch ein Text, über den ich beim Thema Pazifismus plötzlich zu mir, zu meiner eigenen Biographie zurückgekommen bin. Denn mein persönlicher Weg in diese Bewegung von 1968 begann – gegen eine Prägung durch die autoritäre Pose an, die Gruen darlegt und die in meinem Fall, dem eines über lange Zeit vaterlos ausgewachsenen jungen Mannes, nur bedingt gelungen war – exakt mit einem radikalen Bruch. Dies war der Bruch mit der Anerkennung von und der Identifikation mit bestehenden Herrschafts- und Autoritätsstrukturen. Durch ein eher konservatives Elternhaus geprägt, war ich 1967, aus meiner Sozialisation heraus mit einiger Selbstverständlichkeit, freiwillig zur Bundeswehr gegangen. Im Hintergrund war für mich wichtig, aber eben auch mit den für mich maßgeblichen Wertvorstellungen vereinbar, dass ich mit der Abfindung vom Bund einen guten Teil meines anschließend geplanten Studiums würde finanzieren können. Vordergründig waren es dann die Irritationen des Vietnamkrieges und eine mich eher von Ferne erreichende Kritik der Studentenbewegung daran, verbunden mit bei klarem Blick nicht zu übersehenden Irrationalitäten des „Krieg Spielens“ während unserer Grundausbildung und später auf dem Fahnenjunkerlehrgang, die mich zum Nachdenken brachten. Wenn man sich nämlich mit nur ein wenig Phantasie vorstellte, dass man hier ja letztlich für Ernstfälle übte – auch wenn das Paradigma der Abschreckung die ja ausschließen sollte – waren der bei einer Nachtübung mit seinem MG Django spielende Unteroffizier, der Leutnant, der mit unseren Panzern am liebsten gleich gen Osten gefahren wäre, oder die Übungen, bei denen es darum ging, angesichts eines „Atomblitzes von links“ oder „von rechts“ so in Deckung zu gehen, dass man vielleicht noch ein, zwei Tage länger kampffähig bleiben würde, schlicht nur noch surreal. Meine Wehrdienstverweigerung war also insoweit einfach konsequent und eine Frage rationaler Entscheidung. Aber der innere Konflikt, den ich dazu mit mir austragen musste, kreiste genau um die Auseinandersetzung mit den falschen Posen der Autorität. Mir, dem Abiturienten, der bis dahin kaum über die Grenzen der eigenen sozialen Schicht hatte hinausblicken können, entging es während meiner Grundausbildung eben nicht, dass die anderen Panzerschützen mich und die fünf Anderen in unserer Kompanie, die der Stern auf dem Arm als Offiziersanwärter auswies, sehr schnell als diejenigen erkannten, die die nächste Generation von Schützen schleifen würden. Und dementsprechend gingen sie zu uns auf Distanz. Und mir entging auch nicht, dass etlichen meiner Kameraden auf dem Fahnenjunkerlehrgang die Freude darüber ins Gesicht

geschrieben war, die verschärften Härteübungen demnächst als Fahnenjunker an neue Rekruten weiterreichen zu können. Diese Muster von Befehl und Gehorsam, die hier im Rahmen einer als zunehmend als irrational ja geradezu surreal erlebten Kontextes eingeübt wurden, gingen mir in jeder Hinsicht gegen den Strich. Ich verweigerte exakt in dem Moment den Wehrdienst, in dem ich selbst auf diesem Lehrgang für eine Woche in die Rolle des Zugführers, also des fertigen Fahnenjunkers schlüpfen sollte. Die Rolle war mit zuwider. Ich war auf meine Weise im Konflikt mit den spezifischen Posen der Autorität: einerseits weil ich die fragwürdige Rationalität der ganzen Veranstaltung mit wachsender Irritation erkannte, andererseits weil ich die autoritären Posen selbst als zunehmend unerträglich empfand. Aber zugleich hatte ich doch meine inneren Schwierigkeiten damit, mich ihnen nicht länger zu unterwerfen. Am Ende, als ich also endlich meine Entscheidung getroffen hatte, bereitete es mir dann ein geradezu diebisches Vergnügen, als ich nach meiner Antragsstellung auf Anerkennung als Wehrdienstverweigerer und Abbruch des Fahnenjunkerlehrgangs zunächst zu einer Versorgungskompanie abkommandiert wurde und dort in der ersten Woche noch einmal als Unteroffizier vom v Dienst den abendlichen Stubenappell vornehmen musste. Ich war mit jungen Rekruten unmittelbar nach ihrer Grundausbildung konfrontiert, die da abends brav vor mir strammstanden - und dann nicht wussten was sie von meiner ganz und gar unmilitärischen Haltung und meinem ironischen Lächeln halten sollten. Ich spielte schon nicht mehr mit, mich interessierte erkennbar nicht, ob die Schlafstuben ordentlich aufgeräumt waren, und dass mir die gerade erlernte straffe militärische Haltung der Schützen herzlich egal war, merkten die mir an diesem Abend überdeutlich an.

Ich bin heute ein wenig überrascht, wie detailliert ich mir das alles nach der Lektüre des Artikels von Arno Gruen in Erinnerung rufen kann. Ich schrieb damals zwar schon Tagebuch, aber ich habe dazu keine detaillierten Aufzeichnungen gemacht. Dass hier ein tieferliegendes Motiv lag, war mir nur vage bewusst. Doch ich habe meine Empfindungen von dem Tag, dem 28.01. 1968, festgehalten, an dem ich meine Entscheidung getroffen habe, den Wehrdienst zu verweigern. Die Tagebucheintragung lautet wie folgt:

„ich kenne noch nicht die Überschrift für diese Geschichte. Ich weiß auch noch nicht wann und ob man sie überhaupt erzählen kann. War sie denn überhaupt wirklich? Das heißt es war so wie in einem Traum. Aber ich frage, ob der wirklich war. Habe ich nur geträumt? Ein Bild, das ich sehe. Das gar nicht wirklich ist, noch nicht, aber ich sehe es. Es wird sein. Oder es war schon, in der Gestalt, in der ich es geträumt habe. Das eben frage ich mich bei meiner Geschichte: wird sie noch geschehen, oder geschah sie schon?

Ein paar Tautropfen in den Heidebüschen, ein bisschen Zigarettenrauch, oder ein trüber Morgenenebel. All das auf einem von diesen Lastwagen. Sie sind nicht grau. Das wäre ja nur nichtssagend. Nein, grün und schmutzig sind sie, wie die Erde rund herum. Sechzehn Mann, müde, lustlos, auch braun-grün und bald auch schmutzig, ich unter ihnen. So war

es am letzten Montag, im Halbschlaf: Dahin schleichende Trostlosigkeit, Nebel, trübes Licht, aber doch schon durchschimmernde Helle. Die Augen geschlossen, um sie nicht mehr sehen zu müssen in ihrer Trostlosigkeit, ihrer Einförmigkeit, seit mehr als zehn Jahren schon wieder durchwühlt von Rädern und Ketten, von Stiefeln auch, zerfurcht und geschunden, so dass dieser Boden sich schon gar nicht mehr davon erholen kann. Aber der Morgennebel lichtet sich und allmählich brechen einige glitzernde Strahlen der Sonne hindurch auf die weite Fläche. Konturen lassen sich in dem Dunst erkennen. Oder schließe ich die Augen nur fester? Doch nun bricht es mit aller Kraft, Gewalt, herrlichen Wucht hervor. Farben fluten, tief dunkles Azurblau, dazwischen türkise Farbtöne, elfenbeinerne Marmorfarben und ein gelb, ein Gelb, wie es selbst van Gogh nicht hätte malen können. Und dann kleine rote Tupfen; vor den grünblau schimmernden Silhouetten tanzen und glühen sie wie Funken aus Feuer. Und sie wärmen von innen. Oder mein Körper wird durchglüht vom frühen, durchbrechenden Sonnenlicht. Zusammengekauert zwischen den Anderen entspannt er sich doch wohlig. Ich schwimme, im Mittelmeer vielleicht, blicke über die Bucht von Neapel oder auf Capris Farbenpracht. Ich wage kaum zu atmen, spüre wie das Traumbild um mich herum wirklich wird, sein Sein gewinnt, spüre wie die Wirklichkeit dieses nasskalten Januartages nie gewesen ist und nie sein wird. Mit jedem Atemzug entstehen neue Bilder, rasen jagend aneinander vorbei. Farben vermischen sich, leuchten neu auf, bleiben aber auch geordnet in ihrem Tanz. Dann kreischt plötzlich eine schräge Melodie, wie ein wütender Lärm, der dieses Spiel der Farben zerspringen lässt, quietschende Bremsen, ein Ruck, der LKW steht still. Ich öffne die Augen und sehe nichts als das diesige Grau dieses Januar Morgens, Lehm, Pfützen, schmutzige Füße, müde Schritte.

Doch den ganzen Tag über bleibe ich froh gestimmt. Die ganze Woche über schwimmt in diesem grau-blauen Dunst, der sich aufhellt Capri im Meer. Unerreichbar scheint die Insel, aber doch strahlend, einladend, und wenn ich die Augen schließe, bin ich doch wieder dort.

Wo liegt der Schluss? Ich denke die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Oder sie hat noch überhaupt nicht begonnen, will erst anfangen. Aber seit einer Woche fühle ich mich innerlich wieder frei, herausgekommen aus dem Morast grau-grüner uniformer Tage, losgelöst, ein klein wenig entschwebend. Das ist die Geschichte, oder ihr Anfang, die Vorstellung wieder auf dem Weg zu sich selbst zu sein, vielleicht ziemlich allein in diesem flirrenden Licht über dem Mittelmeer, vielleicht in Gefahr abzustürzen wie Ikarus, aber befreit aus dem Morast unter mir. Ich muss das Bild malen, ich male es, will es versuchen!“

Was ich hier mit einer für mich unerträglich gewordenen Realität konfrontiere, sind Eindrücke, Bilder und Träume vom Aufbruch am Ende meiner Schulzeit. Es ist die Klassenfahrt von 17 Unterprimanern einer Lateinklasse nach Italien, es ist die Aussicht, eine auch schon ungeliebte, selten inspirierende und durch manche fragwürdige Autoritäten geprägte Schulzeit hinter mir zu lassen. Vor meinem inneren Auge erscheinen Eindrücke von relativ frühen Anfängen unserer abendländischen Zivilisation und von dem mediterranen Licht, in dem ich zwei Jahre zuvor ihre Ruinen

hatte betrachten können. Und ich dachte damals vor allem in Farben und nicht in Tönen. Die bildende Kunst und die Malerei waren gegen Ende meiner Schulzeit für kurze Zeit auch noch möglicher Gegenstand meiner Studienpläne. Aber ich denke, die Bilder, die ich in diesem Text verwende, beschreiben und „übermalen“ am Ende vordergründig exakt meinen Konflikt mit der Pose der Autorität, und dieser war der innere Kern meines Motivs für meine Wehrdienstverweigerung. Aus meiner Erfahrung heraus also kann ich sagen: die Analyse des Psychologen Arno Gruen hat einige Erklärungskraft – einschließlich einer fundamental bedeutsamen Erkenntnis Marcel Prousts, die er zitiert. In mir machte sich die Sehnsucht geltend, „in unseren dem Gehorsam gewidmeten Kulturen von denen erlöst zu werden, die uns zum Leiden brachten, verbunden mit der Unfähigkeit, diese als Täter zu erkennen“. Ich kenne die Geschichte noch nicht, die ich zu schreiben beginnen will, weiß noch nicht, welches Bild ich malen möchte, beschäftige mich aber intensiv damit, so aus „dem Morast grau-grüner Tage“ herauszukommen, um innerlich frei zu werden – und schlage mich dabei noch mit Schuldgefühlen herum, weil ich aus zuvor mir selbstverständlichen Ordnungen und Unterordnungen auszubrechen beginne.

## V.

So weit so gut. Ich sehe also Arno Gruens psychologische Analyse zutiefst aus eigener Erfahrung bestätigt. Es zeigt sich aber auch, dass aus einer soziologischen Perspektive heraus nicht außer acht gelassen werden kann, dass die Herausbildung dessen, was Tomasello als geteilte oder *Wir-Intentionalität* bezeichnet und was Maturana/Varela als Liebe im Sinne eines „andere annehmen und neben uns leben lassen“ als unabdingbare Voraussetzung sozialer Evolution fassen, immer stattgefunden hat innerhalb von Gruppen, die gegeneinander konkurriert haben und für die den Mitgliedern anderer Gruppen gegenüber dieses Annehmen Anderer gerade nicht galt, und dass zugleich innerhalb jeweiliger sozialer Gruppen die Dominanz von „Alphatieren“ eine wesentliche Bedingung erfolgreicher Evolution gewesen ist.

Aber was folgt aus solcher Analyse im Blick auf die gesellschaftspolitische Praxis, die im herrschenden Politikbetrieb nach wie vor wesentlich durch ein „Weiter so“ geprägt ist, das mit Niklas Luhmanns Systemtheorie als Anschlusshandeln bezeichnet werden kann, dem der klassische Primat der Politik längst abhanden gekommen ist und das auch von Vordenkern der zu Zeiten der rotgrünen Koalition regierenden deutschen Sozialdemokratie, wie etwa dem Leiter der Grundsatzabteilung im Bundeskanzleramt - nach der Implosion des Realsozialismus, mit der hegelmарxistische geschichtsmetaphysische Konstrukte definitiv als geschichtlich erledigt gelten durften - in der Formel von der „Tugend der Orientierungslosigkeit“ geradezu geadelt wurde? <sup>13</sup> Zugleich trat das „mehr Demokratie wagen“ aus der

---

<sup>13</sup> Der damalige Leiter der Grundsatzabteilung des Bundeskanzleramts, Wolfgang Nowak (2002) charakterisiert in einem Aufsatz über „Bedingungen und Grenzen des Vertrauens in Politik“ die Zeit nach der Implosion des Realsozialismus als Zeit „nach dem Zusammenbruch



Hochphase sozialdemokratischer Reformpolitik in den 1970er Jahren gegenüber einem Verständnis zurück, nachdem die Last strategischer Entscheidungsfindungen und Entscheidungen allein bei den politischen Eliten und ihren Mitarbeitern in den Think Tanks lag. Vorstellungen einer auf mehr Bürgerbeteiligung gestützten radikalen Demokratie wurden mehr denn je ortlos – und erst recht spielten Erwartungen in einen „neuen Reformismus“ keine Rolle mehr, bei dem es Peter von Oertzen 1984 noch um „die Bedingungen und Möglichkeiten der reformerischen Veränderung des Kapitalismus“ gegangen ist und „nicht mehr nur (um) Reformen im Kapitalismus“.

Ich habe an anderer Stelle im Zuge eines Plädoyers für eine „Neue Wirtschaftsdemokratie“ dafür plädiert, heute in unseren Zeiten fortschreitender Postdemokratisierung nicht länger einen Sozialismus, von dem keiner so ganz genau sagen kann, was er denn sein solle, mit Bert Brecht als „das Einfache, das schwer zu machen ist“ anzusehen, sondern die Demokratie, verstanden als Lebensform einer reifen Gesellschaft. Nach den nun hier angestellten Überlegungen in Bezug auf einen widerständigen und streitbaren Pazifismus wäre dieser als integrales Moment und vielleicht größte Herausforderung entsprechender Demokratisierungsprozesse zu verstehen. Es ginge gewissermaßen um eine Radikalisierung jenes „neuen Reformismus“, der Peter von Oertzen am Ende der Ära sozialdemokratischer Reformpolitik und angesichts des bereits kräftig einsetzenden neoliberalen Rollbacks vor Augen stand. Und aus dieser Perspektive stehen dann Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder auch Nelson Mandela einem immer heillosen gewordenen Politikbetrieb gegenüber und können einem als leuchtende, orientierende Leitfiguren erscheinen. Deren grandiose Bestrebungen werfen gewissermaßen Lichtkegel, aber sie sind noch stets in eine gesellschaftliche Praxis gemündet, die zwar von ihrem Handeln verändert wurde, letztlich aber doch vom „Weiter so“ gekennzeichnet blieb.

Und wenn Christa Wolf angesichts des Fortgangs eines patriarchal-männlich geprägten Zivilisationsprozesses unter dem Eindruck der Zuspitzungen des kalten Krieges, und zugleich des absehbaren Niedergangs und Endes des Realsozialismus, zu Beginn der 1980er Jahre in der dritten poetischen Vorlesung zu ihrem Cassandra-Roman schreibt:

„Und was die Ilias angeht, der erste uns bekannte Versuch, einer unter das Gesetz der Schlacht und des Schlachtens gestellten blanken Chronologie ein menschliches Gefühlsmaß aufzudrücken: den Zorn des Achill. Aber es ist die Linie männlichen Handelns, die der Erzähler verfolgt. Nur in den Lücken zwischen den Schlachtbeschreibungen schimmert das Alltagsleben durch, die Welt der Frau“, und etwas später fortfährt „Wem kann ich erzählen, dass die Ilias mich langweilt?“ (a. a. O. 117 und 120)

---

der Gewissheiten, in der so oft beschworenen Zeit des Übergangs, in der wir leben. (...) die Hoffnung auf neue, sinnstiftende Orientierungen und der Spott über die Pragmatiker des Augenblicks“ seien „Ausdruck einer diffusen Sehnsucht nach einem Vergangenen“ Er plädiert dagegen für einen pragmatischen Ansatz, den „die Tugend der Orientierungslosigkeit“ auszeichne. Siehe dazu kritisch Martens (2013, 165 bis 181)

dann kommt zum einen zusätzlich eine Linie radikal feministischer Kritik hinzu; und dann ist zum anderen schon der Weg zu jener gewissen Ratlosigkeit vorbereitet, in der ihr letzter Roman endet, in dem sie in der „Stadt der Engel“ schonungslos mit sich selbst das Ende des Realsozialismus und mit ihm das Ende aller hegelmарxistischen Geschichtsmetaphysik verarbeitet.

Man mag heute sagen, dass solche Ratlosigkeit, die ja nicht neu ist, sich dem kritischen Beobachter der Zeitläufte noch mehr aufdrängt, obwohl sie kaum prägnanter ausgedrückt werden kann, als in dem Goethe-Zitat, das Christa Wolf ihrer Cassandra-Erzählung vorangestellt hat und das lautet:

„Diesem Düsternen Geschlecht ist nicht zu helfen; man müsste nur meistens verstummen. Um nicht wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man weissagte, was schon vor der Tür steht.“

Man kann aber heute sicherlich auch Argumente dafür finden, dass die Lage nicht so aussichtslos ist. Ich habe einige in meinen Überlegungen im Anschluss an die von Arno Gruen aufgeworfene Frage „wie Frieden?“ genannt und in anderen Texten auch ausführlicher diskutiert. Das Potential für eine radikale Demokratisierung unserer westlichen Gesellschaften, und nicht allein der, war seit dem Beginn des demokratischen Projekts der Moderne noch nie so groß wie heute. Die „Willkommenskultur“ mit der ein großer Teil der deutschen Bevölkerung auf die aktuelle Flüchtlingskrise reagiert ist ein Beleg dafür, dass wir kulturell eine Fähigkeit zum Umgang mit unserer Angst vor dem Fremden entwickelt haben, die Hoffnungen wecken kann. Woran es mangelt, sind ernsthafte politische Anstrengungen, aus der Willkommenskultur“ heraus im Kantschen Sinne Hospitalität als politisches Projekt zu entwickeln. Mit Konstantin Wecker müssten wir uns dann allerdings in unserem Zusammenhandeln zuallererst „gegen die Nebelkerzen wehren, mit denen wir täglich beschossen werden“ und dann stellt sich die Frage, ob wir, „wenn sich der Nebel endlich gelichtet hat“, auch bereit sind „aufzustehen“. Und sicher bräuchte der Friede Hannah Arendts „Wunder der Politik“ in Gestalt eines „neuen Reformismus“, der uns über den Kapitalismus hinausführt. Und schließlich muss man bedenken: Wissenschaftler wie Schriftsteller sind professionelle Beobachter, oder wie Friedrich Nietzsche auf Goethe bezogen wohl zutreffend gesagt hat eher „Weltreisende und nicht Weltveränderer“. Zugleich war Goethe aber jemand, der im Lichte einerseits seiner eigenen politischen Erfahrungen wie andererseits der Erfahrungen mit der Französischen Revolution die Schwierigkeiten und Grenzen umwälzender politischer Veränderungen zu seiner Zeit sehr genau reflektiert hat. Aber nun sind die meisten von uns weder Wissenschaftler noch Schriftsteller oder Philosophen. In dieser Funktion kann man einigermaßen gut in einer professionellen Beobachterrolle verharren. Als Bürger hingegen kann man sich zu unserer zunehmend als heillos zu begreifenden Welt, die ja menschengemacht ist, nie nur als Beobachter verhalten.

Der junge Soldat, der ich 1968 war und an den ich mich in diesem Essay rückerinnert habe, war seinerzeit verunsichert und ebenfalls ziemlich ratlos und versuchte gleichwohl für sich einen neuen Anfang zu machen. Er beschloss den Wehrdienst zu

verweigern, wollte - das ist ja die Metapher für eine andere Praxis - „ein Bild malen“, von dem er noch nicht wusste wie es aussehen könnte. Klar war ihm nur, es müsste zu einer Wirklichkeit führen, die gründlich anders aussehen würde als die, mit der er sich nach einer als fade und oft ermüdend erlebten Schulzeit nun bei der ersten intensiven Berührung mit dem „wirklichen Leben“ plötzlich konfrontiert sah. Er hat dann, durchaus dieses Ziel vor Augen, Gesellschafts- und Literaturwissenschaften studiert, sich also zunächst einmal eine Position als professioneller wissenschaftlicher Beobachter zu erarbeiten begonnen und diese dann zunächst nicht sauber von der des politisch Handelnden getrennt. Er hat dabei, in seiner Studienzeit an Orientierungen aus dem westlichen Marxismus anknüpfend, ein schon in den 1970er Jahren überholtes Konzept gesellschaftlicher Veränderung verfolgt, in dem die Friedensbewegung der 1980er Jahre wichtig, aber keineswegs zentral war. Er ist in seiner Berufsbiographie als Arbeitsforscher und hie und da auch als arbeitspolitisch handelnder, viele Umwege gegangen und in manche Sackgassen gelaufen.<sup>14</sup> Heute sehe ich analytisch ein wenig klarer. Und ich bemerke, dass die Herausforderungen noch viel größer sind, als ich damals in der Aufbruchphase meiner Jugend meinte. An welchem Bild ich noch immer male, könnte ich auch heute nicht so sicher sagen. Denn wer von uns kann sich schon ein durch weniger Konkurrenz und Konkurrenzängste geprägtes Leben unter Friedfertigen konkret vorstellen – sind wir doch alle in unseren patriarchal geprägten Gesellschaften ganz anders auf den Weg gebracht worden. Und derzeit scheinen wir in einer Gegenwart angekommen zu sein, in der nahezu alles „im Aggregatzustand der Krise erscheint und in deren Selbstbebilderungen „nicht das kleinste Fünkchen des Anderen, also einer unentdeckten, zu erobernden, neuen Wirklichkeit aufblitzt“, wie Harald Welzer bissig konstatiert. Im Übrigen würde ich meine Metapher des zu malenden Bildes schon deshalb nicht mehr verwenden, weil ich gelernt habe, dass es hier um Veränderungen geht, denen man allein über das Zusammenhandeln Vieler näher kommen kann. Die Verwirklichung radikaler Demokratie als Lebensform ist ja anders überhaupt nicht vorstellbar. Und dabei haben wir, darin hat Hans Magnus Enzensberger ja zweifellos recht, sicherlich viele gute Gründe uns von der alten Emphase eines Fortschrittsdenkens zu verabschieden. Aber wir werden als Menschen der Praxis immer wieder versuchen müssen, anknüpfend an frühere Versuche und die ihnen zugrundeliegenden Einsichten, die Verhältnisse zu bessern. Aus meiner Sicht geht es dabei um das unabgeschlossene demokratische Projekt der Moderne und das ihm gedanklich zugrundeliegende „vergessene Erbe“ der französischen Aufklärung. Eine gesellschaftliche Praxis, die hier neu anknüpft, muss am Ende nicht gelingen, denn anders als der Hegelmarxismus meinte, ist die Geschichte nicht auf der Seite derjenigen, die hier anzuknüpfen versuchen. „Was ihnen am Ende bleibt, sind möglicherweise nur der „glückliche Sisyphos“ und das „erfolgreiche Scheitern“. Aber schon das ist nur möglich, wenn man nicht aufhört, den Stein auf den Berggipfel rollen zu wollen.

---

<sup>14</sup> Zur Bilanzierung meiner Berufsbiographie als empirischer Arbeitsforscher vgl. Martens 2013.

## Ausgewählte Literatur

- Arendt, H. (1993). Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, hgg. von U. Ludz, München-Zürich
- Bischoff, J.; Müller, B. (2015): Das Zeitalter der Massenvertreibungen. Hintergründe der aktuellen Flüchtlingsbewegungen, in: Sozialismus 9/2015, S. 6-13
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- Crouch, C. (2008): Postdemokratie, Frankfurt am Main
- Enzensberger; H. M. (2004): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114-127
- Habermas, J. (2013): Bohrungen an der Quelle des objektiven Geistes. Hegelpreis für Michael Tomasello, in: ders. (2013 ):Im Sog der Technokratie, Berlin, S. 166-173
- (2014): Warum der Ausbau der Europäischen Union zu einer supranationalen Demokratie nötig und wie er möglich ist, in: Leviathan 4/2014, 525-538
- Heil, R.; Hetzel, A.(2006): Die unendliche Aufgabe – Perspektiven und Grenzen radikaler Demokratie, in: dies. (Hg.):Die unendliche Aufgabe. Kritik und Perspektiven der Demokratietheorie, Bielefeld, S. 7-23
- IG Metall Vorstand (2013):Ökonom,ie, Ökologie, Soziales Europa. Kurswechsellkongress Berlin 5.-7. Dezember 2012, Frankfurt am Main
- Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh
- Kappelhoff, P. (2013): Minimaler Naturalismus – maximaler Kulturalismus, Symposiumsbeitrag zu: Michael Tomasello, Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a. M. 2011, in: Soziologische Revue. Besprechungen neuer Literatur, Jg. 36, Heft 4, Oktober 2013, S. 353-359
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main
- Martens, H. (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster
- (2014a): Subjektivierung und neues zivilisatorisches Modell. Plessner, Elias, Arendt, Rancière und Foucault zusammen- und weiterdenken, Münster
  - (2014b):Am Anfang steht die Handlung – am Ende ein „losgelassener Verzehrungsprozess“? - Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne im Licht von Michael Tomasellos Konzept der geteilten Intentionalität, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2014c): Europäische Rahmenbedingungen gewerkschaftlicher Arbeitspolitik – Zwölf Thesen, in: SPW, Heft 202, Ausgabe 3/2014, S. 50-58
  - (2015a): Zwischen Elitenherrschaft und radikaler Demokratie. Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne im Licht der Analysen von Helmut Plessner und Hannah Arendt, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2015b): Europakrise – Die Grenzen des wichtigen Habermasschen Vorstoßes und die Engführungen seiner Kritiker - oder: ohne politökonomische Fundierung muss die kurzatmige Habermas-Kritik in Dilemmata enden (Veröffentlichung in Vorbereitung)

- Maturana, R. H.; Varela, F. J. (1984): Der Baum der Erkenntnis. Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern, München, Wien
- Neckel, S. (2013): „Refeudalisierung“ - Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse, in: Leviathan 1/2013, S. 39-55
- Nowak, W. (2002):\_ Bedingungen und Grenzen des Vertrauens in Politik, in: Fricke, W. (Hg.) Jahrbuch Arbeit und Technik 2001/2002, Bonn 2015-220
- Oertzen, P. v. (1984): Für einen neuen Reformismus, Hamburg
- Prantl, H. (2015): Asyl. Ein Apfel, ein Ei und eine Rückfahrkarte, SZ 18.09. 2015
- Randers, J. (2012): 2052 – Der neue Bericht an den Club of Rome. Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre, München
- Rancière, J. (2002): Das Unvernehmen, Frankfurt am Main
- Schulz-Schäffer, I. (2013): Ist die kooperative Kommunikation des Menschen entwicklungsgeschichtlich eine Neuheit? Schlussfolgerungen aus aktuellen Befunden der empirischen Primaten- und Kleinkindforschung, . Symposiumsbeitrag zu: Michael Tomasello, Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a. M. 2011, in: Soziologische Revue Jg. 34, Heft 4, 10/2013, S.366-373
- Tomasello M. (2011): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Berlin
- Weizsäcker, E. U. v.; Hargroves, K.; Smith, M. (2010): Faktor fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum, München
- Welzer, W. (2015):Hinterm Horizont, in: Süddeutsche Zeitung Magazin, 23.10. 2015, S. 21-24
- Winterfeld, U. v. (2006): Naturpatriarchen. Geburt und Dilemma der Naturbeherrschung bei geistigen Vätern der Neuzeit, München
- Wolf, C. (2000a): Cassandra. Erzählung, in Wolf, C. Werke 7, München, S. 225-386
- (2000b): Frankfurter Poetik-Vorlesungen, in Wolf, C. Werke 7, München, S. 7-223
- Wolf, C. C. (2015):Verwandte Seelen. Sie kümmern sich liebevoll um ihre Familie und bekämpfen ihre Feinde bis aufs Blut. Wölfe und Menschen haben viel gemeinsam. In: Bild der Wissenschaft,10/2015, S. 10-17